



Land- und hauswirtschaftliche Rundschau

... des ...

Wiesbadener Tagblatts.

Garten-Kalender.

(Eigener Aufsatz für die „Land- und hauswirtschaftliche Rundschau“.)

Maï.

Durch die ganz plötzlich eingetretene Vegetation gegen Mitte April haben alle Gartenarbeiten, hauptsächlich das Verpflanzen der Laubbölzer, sehr beschleunigt werden müssen. Das Wetter war seither für die Bodenbearbeitungen und Pflanzungen recht günstig, zeitweise etwas Regen und doch auch genug Trockenheit, um mit Vorteil das Land zu bearbeiten und die Fruchtstaaten unterzubringen. Der Keimungsprozess konnte bei genügender Feuchtigkeit und Wärme gut von statten gehen, die Saaten stehen dicht und gesund, so daß, wenn die gefährdeten Heiligen gut vorübergehen, recht günstige Aussichten vorhanden sind. Die gegenwärtig vorherrschende scharfe trockene Luft fürchtet der Gärtner am meisten, sie schädigt nicht bloß die ins Freie gepflanzten Gemüse, sondern es leiden dadurch ganz besonders die im Herbst und Frühjahr verpflanzten Obstbäume, Obstzweige, Ziergewächse, Rosen und Nadelbölzer. Ältere Bäume, sowie die Rosenstämme schützt man gegen das Austrocknen durch diese scharfe Luft, indem man die Stämme und dicken Äste mit Lehm und Kuhfladen bestreicht, oder sie mit Moos, Schilf oder ähnlichem Material gegen das Austrocknen zu schützen sucht. Das allzu häufige Begießen im schwereren Boden schadet mehr, als es nützt, es macht den Boden zu fest und verhindert den Zutritt der Luft. Ist ein solcher Baum im Frühjahr gepflanzt worden, so genügt in der Regel ein einmaliges tüchtiges Anschlännen, wobei der ganze Wurzelballen und die umgebende Erde durchtränkt worden sind. Tritt dann im Maï und Juni anhaltendes trockenes Wetter ein, so ist es nötig, je nach der Bodenbeschaffenheit etwa in Zwischenräumen von 8 bis 10 Tagen einmal tüchtig zu gießen. Am notwendigsten ist, die Baumstämme immer recht locker und rein von Unkraut zu halten, das Behaden derselben kann gar nicht oft genug geschehen, damit die Luft nicht gehindert ist, in den Boden einzudringen; auch ist Voraussetzung, daß eine entsprechend tiefe und breite Baumgrube gemacht worden ist, sonst wird die Bodenfeuchtigkeit nicht aus den tieferen Bodenschichten aufsteigen können.

Der Eintritt warmer Witterung darf uns nicht veranlassen, die alte bewährte Regel außer acht zu lassen, daß bis Mitte Maï Nachfröste zu gewärtigen sind. Es sollte in dieser Beziehung niemals etwas riskiert werden, denn der Nutzen ist im günstigsten Falle ja ohnedies nur gering, während der Schaden meistens nicht mehr auszubessern ist. Ich meine damit das zu frühe Herausbringen der mühsam überwinterten Blumenpflanzen, wie Geranien, Fuchsen, Heliotrop, Verbena und dergleichen, die zu frühe Auspflanzung der Balsaminen, Levkopen, Atern, die frühe Ausfaat der Bohnen, Gurken, Kürbisse, Melonen und Tomaten. Denn wenn auch diese Pflanzen bei Spätfrosten nicht immer ganz zugrunde gehen, so bleiben sie doch durch die Ungunst der Witterung derart zurück, daß oft der halbe Sommer darüber hingeht, bis sie sich wieder erholen. Bei allen Pflanzen ist es die Hauptsache, daß sie sich von Anfang an rasch und kräftig entwickeln, daß in ihrem Wachstum kein Stillstand eintritt, nur solche Pflanzen werden Freude und Nutzen bringen.

Im Gemüsegarten werden jetzt verpflanzt: Salat, alle Kohlartern, Sellerie, Lauch, Zwiebeln usw., überhaupt alle Gemüsepflanzen, welche verfestbar sind. Von Mitte des Monats ab, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, werden Gurken, Kürbisse und Bohnen gelegt. Die Bohnen gedeihen am besten in lehmigem Sand und in recht humusreichem Boden. Sie lieben viel Wärme und gut verwesten Dünger oder reichliche Kompostdüngung und eine recht freie, doch, wenn möglich, gegen Ost- und Nordwind geschützte Lage. Der Boden muß tief gegraben und recht fein bearbeitet sein. Eine Hauptsache, besonders bei den Stangenbohnen, ist, daß die einzelnen Büsche nicht zu eng aneinander gelegt werden, die Entfernung muß 50 Zentimeter betragen. Sollte man die Bohnen bei sehr trockenem Wetter legen müssen, so versäume man nicht, die Saat gut einzugießen. Bei sehr feuchter Witterung dagegen gehen die Saat oder die jungen Pflanzen oft zugrunde und man ist genötigt, die Saat zu wiederholen.

Die Gurken gedeihen vorzugsweise in einem milden Lehmboden mit alter Krast und in warmer sonniger Lage, die Beete werden, mit Ausschluß des mittleren Streifens, mit Kopfsalat bepflanzt. Ist der Salat zu beiden Seiten der Gurken abgeerntet, so bearbeitet man das Beet mit einer kleinen Hacke ganz flach, reinigt es und behäufelt die Gurken etwas. Sehr empfehlenswert, besonders für geschützte Lagen, ist es, die Gurken an Reifern und Stangen in die Höhe zu ziehen, um ihnen mehr Luft und Licht zukommen zu lassen. Manche glauben, viel dadurch zu erreichen, daß sie die Gurkenpflanzen im Zimmer in Töpfen anziehen. Es geschieht das gewöhnlich schon im April, und die jungen Pflanzen werden in den Töpfen oft 15 Zentimeter groß, bevor die Witterung im Maï es gestattet, sie aus den Töpfen ins freie Land zu setzen. Hier müssen sie jedoch während einiger Zeit gegen heiße Sonne und kalte Luft geschützt werden, und es erweist sich deshalb die Annahme als eine irrige, als hätte man bei diesem Verfahren auf eine frühere Ernte zu rechnen, als bei der Ausfaat unmittelbar in das Beet. Im Gegenteil, es werden die frühzeitig angezogenen Pflanzen durch das Auspflanzen ins Freie gewöhnlich längere Zeit im Wachstum zurückgehalten und von den im Freien erwachsenen bald überholt.

Der kleine Gartenbesitzer, wenn er von seinem Lande den größtmöglichen Ertrag ziehen will, wird besonders für Zwischenkulturen besorgt sein. Es können auf Spargelbeeten etwas Radieschen, Salat und andere nicht tief gehende und nicht lange stehende Gemüse gezogen werden, doch nicht in solcher Zahl, daß sie der Hauptfrucht Stamm und Nahrung wegnehmen, ferner Salat und Kohlrabi zwischen Kohlpflanzen usw. Eine zweite Ausfaat ist jetzt von Erbsen und Radieschen vorzunehmen. Ende des Monats kann man wieder Kohlrabi säen, um ihn im Juni auszupflanzen, zum Winterbedarf; der im Frühjahr gepflanzte wird hart und holzig, wenn man ihn zu lange im Lande stehen läßt. Alle Gemüsearten verlangen besonders sorgsamem Gießen; trocknen sie in der Keimzeit durch scharfe Winde oder Sonnenschein, vollständig aus, so sind sie ver-

loren. Die Erbsen sind zu besäen und zu behäufeln und bei Zeiten mit Reifern zu versehen. Auf den besäten Beeten sind alle zu dicht stehenden Pflanzen, besonders Radieschen, Rettig, Kohlrabi, Möhren usw., bei Zeiten auszuziehen, um vollkommene Früchte oder kräftigere Pflanzen zu erzielen. Bei trockener Witterung begieße man — und zwar allezeit lieber selten und reichlich, als häufig und oberflächlich — besonders Blumentohl und Erdbeeren, letztere jedoch nicht in die geöffneten Blüten. Man begieße früh morgens, so lange noch Fröste zu befürchten sind; von Mitte des Monats an abends. Von Mitte Mai an pflanze man die Tomatenpflanzen an die wärmsten und geschütztesten Stellen des Gartens in tief geloderte und mit Kompost stark gedüngte Erde, jede Pflanze wenigstens 30 Zentimeter von einander entfernt. Mit dem Vertilgen des Unkrautes, das jetzt un- gemein reichlich und üppig wächst, wird eifrig fortgefahren. Junge Unkrautsaaten werden sehr leicht durch wiederholtes Aufscharren der Erdoberfläche entfernt.

Ein wichtiger Teil der Pflanzenpflege ist das Begießen. Es beruht ebenso viel auf Praxis wie auf Kenntnis von dem Leben der Pflanzen, das heißt, es ist eine jener Verrichtungen, die gelernt werden müssen, weil das Vermögen, Nahrung aufzunehmen, niemals bei allen Individuen gleich ist, weil Licht, Luft und Temperatur täglich verschieden sind und das Bedürfnis flüssiger Nahrung von diesen Faktoren abhängig ist. Es erfordert demnach das Begießen der Gewächse Nachdenken und genaue Beobachtung jener Erscheinungen, die hier maßgebend mitwirken, um das Richtige herauszufinden. Zu viel wie zu wenig oder zur unrichtigen Zeit gießen, führt Krankheit und Tod der Pflanze mit sich. Daher möge man, um vor Schaden bewahrt zu bleiben, nachstehende Regeln wohl beachten: Das beste Gießwasser ist Regen-, Fluß- und Teichwasser. Ist man genötigt, Brunnenwasser zu nehmen, so sollte man es wenigstens einen Tag lang in einem Fasse oder sonst einem geeigneten Gefäße den Sonnenstrahlen aussetzen. — Die beste Zeit zum Begießen ist der Morgen und der Abend. So lange die Nächte kalt sind, begieße man morgens, da das Wasser den Boden kaltgründig macht, von Ende Mai ab gieße man abends, da die Sonnenstrahlen schon am frühen Morgen so stark wirken, daß das Wasser zu schnell verdunstet, ohne daß die Pflanzen genügend Nutzen davon haben. Wer bei heißem Sonnenschein mit kaltem Brunnenwasser begießt, schädigt seine Pflanzung und richtet empfindliche Gemüße mutwillig zugrunde. — Ein einmaliges, starkes, durchdringendes Begießen ist wirksamer als mehrmaliges schwaches Überspritzen, wie ich dies schon vorher bemerkt habe. Saatbeete sind hierbei natürlich ausgenommen. Das Wasser, welches Blätter und Stengel benezt, ruft allerdings eine momentane Erfrischung hervor, bei Trockenheit der Luft aber verdunstet die auf den Pflanzen abgelagerten Wassertropfen sehr rasch, und der Hauptzweck, den Wurzeln das Wasser zuzuführen, geht verloren. — Bei schweren, bindigem Boden muß man bei solchen Pflanzen, zwischen denen nicht gehackt werden kann, vorsichtig gießen, damit die Erde nicht eine feste Kruste bildet. Pflanzen mit Pfahlwurzeln müssen dicht am Stamm, solche mit ausgebreiteten Wurzeln in entsprechender Entfernung bewässert werden. — Tiefliegende keimende Samen brauchen nur selten oder gar nicht begossen zu werden. Flachliegende muß man nur wenig, aber öfters begießen. Hier hat man besonders darauf zu achten, daß die sich leicht bildende Erdkruste den Durchbruch der kleinen Pflänzchen nicht unmöglich macht. Deshalb gieße man nie bei Sonnenschein, wähle eine Brause mit feinen Löchern und achte darauf, daß überall hin nur so viel Wasser kommt, daß es sogleich aufgesogen wird. — Einer häufigen Bewässerung bedürfen die Blumen- und Gemüsepflanzen in der Zeit ihrer ersten Entwicklung. Ferner die Erdbeeren zur Zeit der Blüte und des Reifens der Früchte, der Kopfsalat, damit er nicht bald schießt, der Blumentohl, damit die Köpfe fest bleiben, Radies, damit sie nicht schwammig werden, die Obstbäume in durchlässigem Boden, bei anhaltender Trockenheit, damit sie nicht die Früchte fallen lassen usw. — Eine Beimischung von Jauche oder künstlichem Düng zum Gießwasser bekommt den Pflanzen fast immer sehr gut, nur muß man die Beimischung nicht zu stark nehmen und die Flüssigkeit möglichst wenig auf die Blätter, Ranken und Stengel kommen lassen. Gurken, Kürbis, Kohl, Sellerie, Lauch usw. lieben einen

solchen Düngauß sehr. Nach einem durchdringenden Regen kann man denselben ziemlich stark machen, ohne den Pflanzen jeglicher Art, die gut gedüngten Boden lieben, zu schaden. Pflanzen, die noch nicht gut angewachsen sind oder ein geringes Wurzelvermögen besitzen, dürfen keinen Düngerguß bekommen.

Auf den älteren Spargelbeeten werden in diesem Monat die nun in Menge erscheinenden Pfeifen des Morgens frühe und auch des Abends abgestochen. Manche beginnen, den Spargel schon im zweiten Jahre nach der Pflanzung zu stechen, aber diese Ungebuld ist nur zum Schaden der Pflanzung. Es ist sogar geraten, mit der Nutzung erst im vierten Jahre zu beginnen, und sich auch dann noch in bescheidenen Grenzen zu halten, damit die Pflanzen erst vollkräftig werden können. Aus demselben Grunde sollte man auch, wenigstens in den größeren Gärten, von jeder Zwischenpflanzung absehen, welche einen Teil der Bodenkraft in Anspruch nimmt und der Bearbeitung der Beete im Sommer im Wege ist; höchstens darf man in den beiden ersten Jahren in die Zwischenräume Salat, Radies und Erdbeeren pflanzen, welche nicht tief in den Boden eindringen und dem vollen Zutritt der Luft und des Lichts zu den Spargelstöcken kein Hindernis sind. Zur Kräftigung der letzteren dient es auch, in den ersten Jahren der Nutzung gleich von Anfang den einen oder den anderen stärkeren Trieb durchgehen zu lassen.

Beim Stechen des Spargels muß man mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Man sticht die Pfeifen, wenn sie den Boden durchbrochen haben, oder höchstens 2 Zentimeter über der Erde lang geworden sind. Der grüne oder Suppen- spargel kann bis 10 Zentimeter und darüber lang werden. Manche ziehen denselben wegen seines stärkeren Geschmacks dem weißen vor. Zum Stechen benutzt man Messer verschiedener Form; es kommt aber auf diese letztere weit weniger an als darauf, daß man nicht, um eine Pfeife zu gewinnen, mehrere der dicht stehenden, noch wenig entwickelten Triebe zerstört oder den Wurzelstock verlegt. Um dies zu verhüten, scharft man mit der Spitze des Messers das Erdreich nahezu so tief auf, als man den Spargel zu stechen gewohnt ist, und deckt, wenn man die starken Pfeifen genommen hat, den Stoc wieder sorgfältig zu. Ubrigens muß das Spargelmesser, um zwischen den enge stehenden Trieben mit Sicherheit arbeiten zu können, schmal, lang und scharf sein. Länger als bis Johanni darf die Nutzung in keinem Falle ausgedehnt werden. Die beste Zeit zum Stechen des Spargels ist die Morgenfrühe. Je länger Sonne und Luft auf die Pfeifen einwirken, desto mehr verlieren sie an Zartheit und mildem Geschmack. Bisweilen geschieht es in den ersten Wochen des Frühlings, daß der Spargel beim Austreiben vom Frost überrascht und dadurch für den Tisch unbrauchbar wird. Dieser Entwertung läßt sich dadurch vorbeugen, daß man, wenn die Witterung eine solche ungünstige Wendung zu nehmen droht, die zum Stechen noch nicht lang genug gewordenen Pfeifen mit Erde bedeckt. Will man die abgestochenen Stengel (Pfeifen) auf mehrere Tage gut aufbewahren, so stellt man sie bündelweise in Blumentöpfe mit feuchtem Sand in einen Keller. Sollen sie aber bis zum Winter aufbewahrt werden, so schneidet man sie Anfang Juni am Abend nach einem heiteren Tage, wischt sie mit einem trockenen Luche ab, füllt sie, ohne die Stengel zu drücken, in gläserne Flaschen und verstopft diese mit gut schließenden Korkstopfen. Diese Flaschen setzt man in einen Kessel mit kaltem Wasser und gibt anfänglich ein gelindes Feuer, welches nach und nach verstärkt wird, bis das Wasser siedet und in diesem Zustande eine Viertelsunde zu unterhalten ist; hierauf wird das Feuer hinweggenommen. Die Flaschen werden, wenn das Wasser noch so warm ist, daß man kaum die Hand hinein zu halten vermag, herausgenommen, und nachdem die Stopfen mit flüssigem Pech verklebt sind, in einen Keller oder an einen anderen kühlen Ort aufbewahrt, bis man die Spargel verspeisen will.

Die Zimmerpflanzen können von Mitte Mai ab, soweit sie nicht zarter Natur sind und, wie z. B. viele Blattpflanzen, großes Licht und Sonnenschein nicht gut vertragen, vor das Fenster gestellt werden, sonst gelten die alten Regeln: sie gründlich zu begießen, möglichst oft zu bespritzen, die zarteren vor grossem Sonnenschein zu beschützen und gründlich zu reinigen. Denn im Punkte der Reinlichkeit wird gar häufig an den Pflanzen des Hauses viel gesündigt, und doch

bedürfen sie derselben zu ihrem Wohlfinden mindestens ebenso dringend als die Haustiere. Der Staub verstopft die Athmungsorgane der Blätter und bricht das schon durch Gardinen oder unglückliche Fensterlage gedämpfte Licht, die Pflanze fängt an zu kränkeln und wird auf diese Weise ein passender Ausbreitungsherd des Ungeziefers, das durch Entziehung der Säfte sie dauernd schädigt. Darum säubere man die Pflanzen, wasche sowohl die Unter- wie die Oberseite der Blätter, den Stamm wie die Äste, und so oft wie man einen Schein von Unreinlichkeit wahrnimmt, dann werden die Pflanzen sich wohl befinden und dem Auftreten von Ungeziefer ist wirksam vorgebeugt. Das trockene Abwischen ist dem ordentlichen Waschen nicht gleich zu achten, denn die feinen, der Athmung dienenden Spaltöffnungen der Blätter werden dadurch nicht befreit. Man sei auch recht vorsichtig bei der Arbeit, damit kein Fiederrchen des Palmenwedels abreißt, kein Blatt knickt, auch gebe man genau acht, daß nirgends eine Laus sitzen bleibe. Gegen alles Ungeziefer ist sorgfältiges Waschen das unfehlbarste Mittel, und was auch sonst empfehlenswert sein möge an Tinkturen, Pulver und dergleichen, erfordern doch die meisten dieser Mittel, da sie die Blätter beschmutzen, ein nachträgliches Waschen. Nicht bei allen Arten ist indessen das Waschen anwendbar, so bei vielen Kakteen, sowie bei Pflanzen mit filzigem Laube. Da muß man sich denn helfen, so gut es geht; für die ersteren mit einem steifborstigen Pinsel, für die anderen mit einem trockenen Wattebausch. Bei krautartigen Pflanzen vertreibt man auch die sich leicht einstellende grüne Laus, indem man die besessenen Teile schnell in einer Wasserbütte hin- und herzieht, wobei man sie natürlich so festzuhalten hat, daß sie nicht brechen können. Sauber, frei von Ungeziefer und trockenem Laube, wird man erst rechte Freude an den Blumen haben und sie werden durch freundliches Wachstum die Mühe reichlich lohnen. Fehlt es wirklich an Zeit, so halt: man nicht mehr Pflanzen, als man bequem und ordnungsmäßig pflegen kann. Besser wenig Köpfe von gutem Gedeihen, als eine Fülle verwahrloster Gewächse.

Sandwirthschaft.

Regeln, welche beim Brüten der Hennen zu beachten sind. Soll das Brüten der Hennen gut ausfallen, so liegt dies nicht allein, wie noch vielseitig ganz fälschlich angenommen wird, an einer guten Bruthenne, sondern es müssen noch zahlreiche andere Umstände und Regeln genau befolgt werden. Diese lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: Man lasse nicht brüten vor Anfang März und nicht nach Anfang Juni. Die Bruteier nehme man nur von den besten Leggerinnen. Man nehme die Eier sobald wie möglich, nachdem sie gelegt sind, aus dem Neste, damit sie nicht angebrütet werden, sonst kommen die jungen Küchlein ungleich aus. Man schreibe das Datum des Legetages auf die Eier; höchstens 14 Tage alte Eier dürfen zum Brüten genommen werden. Die Bruteier müssen rein sein, sonst ersüßt das Tierchen im Ei. Zerbricht ein Ei während des Brütens, so wasche man die übrigen vorsichtig in lauem Wasser ab, ins Nest gebe man eine frische Lage Heu oder darrtes Gras. Auch soll man die Eier nicht von Tierchen unter einem Jahre nehmen. Am sechsten Tage untersuche man die Eier, ob sie befruchtet oder klar sind; die klaren sind in der Küche zu verwenden. Das Brutnest sei an einem ruhigen Platze, sicher vor anderen Tieren. Der Rand sei nicht zu hoch, damit das Huhn beim Einsitzen nicht dünnhäutige Eier zertritt. Man versorge die Brüterin mit Wasser und Körnern, am besten mit Mais. Wasser und Futter stelle man nicht an das Nest, sonst verläßt das Huhn die Eier nicht, denn zeitweilige Abkühlung ist nötig, zudem beschmutzt es Nest und Eier. Ein Sand-, Staub- oder Erdbad in der Nähe ist sehr gut. Einstreuen von Insektenpulver hindert das Entstehen von Ungeziefer. Am 10. Tage leere man das Nest und lege frisches Heu dafür hinein. Alle Arbeiten unternehme man, wenn die Henne beim Futter ist.

Hustknorpelröhren beim Pferd. Nicht selten kommt bei Pferden, bei denen ein abnormer Druck auf den Ferrentheil des Hufes ausgeübt wird, eine Vereiterung des Hustknorpels vor. Man bemerkt bei diesen Pferden am Ferrentheil der Krone eine kleine Öffnung, bei welcher etwas Eiter ausfließt. Die Pferde lahmen auch mehr oder weniger stark.

Eine Heilung, ohne daß diese Röhren des Hustknorpels behandelt werden oder der kranke Knorpel entfernt wird, tritt nicht ein. Man sollte deshalb darauf bedacht sein, rechtzeitige tierärztliche Hilfe beizuziehen. Dr. St.

Feldschaden durch Sperlinge. Zu diesem Gegenstande bemerkt die „Königsb. Land- u. Forstw. Ztg.“ einem Fragesteller: Für den Schaden, der ihnen durch Sperlinge verursacht wird, wenn sie in einem Felde am Bahnhof, in dessen Gebäuden eine Menge Sperlinge nistet, Weizen oder Gerste anbauen, haftet die Bahnverwaltung nicht. Ein Mittel, die Sperlinge von den Feldern fernzuhalten und dadurch die recht erheblichen Beschädigungen zu verhüten, dürfte es jedoch kaum geben. Ausgespannte weiße oder blaue Fäden, nachgemachte Raubvögel, ausgestopfte Staken, blaue Fährten, Klappermühlen, an einer Schnur aufgehängte Spiegel und Glasscheiben helfen zwar, meistens aber nur für kurze Zeit. Es würde zur Vertilgung der Sperlinge noch übrig bleiben, einen Versuch zu machen, sie zu vergiften, und zwar im Winter, wozu die polizeiliche Genehmigung von dem Amtsvorsteher einzuholen ist. Sollte auch das ohne Erfolg bleiben, so würde sich unter den obwaltenden Umständen empfehlen, statt des Weizens Roggen und statt der Gerste Hafer anzubauen, welche Früchte den Verwüstungen durch Sperlinge nicht ausgesetzt sind. Selbst wenn dadurch der Ertrag pro Morgen auch etwas verringert würde gegenüber dem von unbeschädigtem Weizen und Gerste, würde der Ausfall doch immer erheblich hinter dem durch die Sperlinge verursachten Schaden zurückbleiben.

Wie vertreibt man den Maulwurf? Da der unangenehme Wühler, der ja zu den nützlichsten Tieren zählt, niemals gerade Gänge dicht unter der Erdoberfläche gräbt und gewöhnlich aus der Tiefe aufsteht, so sind dementsprechend die Vorkehrungen zum Vertreiben desselben zu treffen. Einige Tropfen Tieröl in jeder Apotheke zu haben, sind auf wollene Bappen zu gießen und diese in gespaltene Stöcke 45 Zentimeter tief in den Boden an mehreren Stellen locker einzuflecken. Am besten ist es, wenn man die Stöcke ungleich setzt, z. B. in einem kleinen Garten 5 Stück, d. h. etwa anderthalb Meter von jeder Gartenecke je einen Stock und einen in der Mitte des Gartens. Das Tieröl, Hirschhornöl genannt, ist ein braunschwarzer Balsam von höchst unangenehmem Geruch, der so vorzüglich wirkt, daß die lästigen Gänge für längere Zeit verschwinden werden. Oder man nehme Carbid — der Stoff, der in den Acetylenlaternen das brennende Gas entwickelt — in kleinen Stücken von etwa Erbsegröße, bringe sie einzeln und voneinander entfernt, in den Maulwurfsgang und suchte die Stelle ein wenig an. Angestellte Versuche haben, nach der „Tierbörse“, ergeben, daß der Maulwurf das Beet nicht wieder verläßt.

Gewährleistung wegen Tiermängel. Ein interessanter Fall ist in den Entscheidungen der Oberlandesgerichte, Band 8, Seite 73, behandelt. Jemand hatte zwei Pferde mit Wagen und Geschirr für 650 M. verkauft und forderte Bezahlung, Abnahme der gekauften Gegenstände und Futtergeld. Der Beklagte verlangte wegen Mängel der Pferde Wandelung, wurde aber verurteilt. Der Beklagte hatte gegen den Wagen und Geschirr nichts einzuwenden, der Streit drehte sich nur um die Pferde. Bekanntlich haftet der Verkäufer nur für Hauptmängel. Hier berief sich der Käufer aber nur darauf, daß die Pferde strangeligelig und Schläger seien und nicht gut im Geschirr gingen. Das sind keine Hauptmängel; für sie hat der Verkäufer nicht aufzukommen; er kann für sie nicht in Anspruch genommen werden, selbst wenn er sie kannte und dem Käufer mit dem Bewußtsein, daß dieser die Fehler nicht finde, verschwieg. Denn die Haftung des Verkäufers wegen arglistigen Verschweigens greift nur den Hauptmängeln gegenüber Platz. Anders würde die Sache gelegen haben, wenn der Verkäufer für die oben angegebenen Fehler ausdrücklich und besonders garantiert hätte; das war aber nicht der Fall. — Man ersieht hieraus, wie vorsichtig man beim Pferdehandel sein muß. Als Käufer handelt man klug, wenn man sich schriftlich oder vor Zeugen versprechen läßt, daß das Pferd kein Schläger oder strangeligelig sei, daß es gut im Geschirr gehe usw. Dann kann man, wenn die Fehler doch vorhanden sind, aus dem Garantieverprechen klagen. Verkauft man ein Pferd, so übernehme man die Garantie nur, wenn man auch weiß, daß das Tier keine der bezeichneten Untugenden

besitzt. Andernfalls ermäßige man entweder den Preis, oder erkläre, daß man für andere als die gefeylichten Mängel (Hauptmängel) nicht aufkommen wolle.

Die Calla ist eine Sumpfpflanze und verlangt darum, in Töpfen gehalten, sehr ausgiebige Bewässerung. Auf die Erdmischung kommt es dabei nicht so peinlich an. Max Geddörffer, der so sehr tüchtige Kenner der Pflanzenwelt, rät, Callen in einem sogenannten Sumpfaquarium anzufiedeln. Er sagt: Eine reiche Fülle von Freude und Anregung und zugleich auch einen hervorragenden Fensterschmuck bietet ein Sumpfaquarium, d. h. ein größerer, flacher, mit verschiedenartigen Gewächsen besetzter Behälter aus Glas oder Metall. Dieser Behälter muß einem feststehenden Tisch angepaßt sein, der dicht am Fenstergesimse Aufstellung findet und nur den Raum des linken Fensterflügels einnimmt, damit durch Öffnen des rechten Flügels den Pflanzen stets frische Luft zugeführt werden kann. In diesem Behälter, der in der Regel die Form eines ungleichseitigen Vierecks haben wird, bringe man den Schlamm, bezw. Sand so ein, daß er auf der linken Schmalseite bis fast an den Rand heranreicht, nach rechts zu aber immer mehr abfällt, so daß er schließlich am entgegengesetzten Ende nur noch eine ganz schwache Schicht bildet.

Verschiedenes.

Vögel mit Leuchtorganen. Der Zoologe Bewet in Australien wies nach, daß gewisse Vögel Organe besitzen, die nachts leuchten, ähnlich wie dies die Leuchtorgane der bekannten Johanniswürmer tun. Diese Vögel sind eine Prachtsinkenart, die sogenannten „Gould-Amandinen“. An den beiden Seiten des Schnabels befindet sich eine blaue seiden-glänzende Erhöhung, die im Dunkeln leuchtet. Diese merkwürdige und wohl einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung des Selbstleuchtens von Vögeln ist nun von Dr. C. Chan weiter untersucht worden, und er bemüht sich insbesondere, festzustellen, ob das Leuchten auf Phosphoreszenz beruhe, oder ob es, ähnlich wie bei den Augen der Katzen, dadurch zustande komme, daß das schwache Licht der Nacht von einer besonderen Schicht, wie sie sich bei den Katzen und den Raubtieren auf der Netzhaut des Auges befindet, zurückgeworfen wird. Seinen im „Zoologischen Anzeiger“ veröffentlichten Forschungen zufolge scheint der anatomische Bau der leuchtenden Erhöhung dafür zu sprechen, daß es sich hier in der Tat nur um zurückgeworfenes Licht und nicht um ein Selbstleuchten handelt, und ein Experiment machte dies zur Gewißheit. Wurden derartige Finken in eine Dunkelkammer gebracht, in der noch ein schwacher Lichtschimmer vorhanden war, so erglüheten die Leuchtorgane der Vögel in ähnlicher Weise wie die Augen der Katzen oder diejenigen gewisser Tiefseefische; wurde hingegen das Licht völlig ausgeschlossen, so daß absolute Dunkelheit herrschte, so hörte das Leuchten auf und es begann sofort wieder, wenn auch nur eine sehr geringe Spur von Licht von neuem zugelassen wurde. Ein weiterer Beweis, daß es sich hier lediglich um eine Reflex- oder Spiegelerscheinung handelt, liegt darin, daß auch bei toten Tieren das Leuchten noch wahrgenommen wurde, während bei selbstleuchtenden Organen das Leuchten nach dem Tode bekanntlich aufhört.

„Das einzige Tier, das der Mensch zum Freunde hat“, macht der berühmte Autor von „Monna Banna“, Maurice Maeterlinck, zum Gegenstand einer Studie, die im „Century Magazine“ veröffentlicht wird. Er findet nicht genug Worte des Lobes für den Hund. „Der Mensch liebt den Hund“, so führt er an einer Stelle aus, „aber wie viel mehr müßte er ihn lieben, wenn er in Betracht zöge, daß es in der ungestörten Harmonie der Naturgesetze diese einzige Ausnahme gibt, die Liebe eines Wesens, der es gelingt, die so oft unüberwindlichen Schranken zu durchbrechen, die die Arten trennen, und dieses nur, um uns näher zu kommen! Wir sind einsam, völlig einsam auf diesem wechselvollen Planeten; und unter all den Formen des Lebendigen, die uns umgeben, ist kein Tier, außer dem Hunde, unser Verbündeter geworden. Manche Geschöpfe fürchten uns, die meisten sind sich unseres Daseins nicht be-

wußt, und feins liebt uns. An der Pflanzenwelt haben wir summe und regungslose Sklaven; aber sie dienen uns wider ihren eigenen Willen; sie dulden nur unsere Gesetze und unser Joch. . . . Wir brauchen das Zutrauen oder die Freundschaft des Hundes nicht erst zu erwerben; er ist als unser Freund geboren; wenn er noch nicht sehen kann, so vertraut er uns schon, ja, sogar vor seiner Geburt hat er sich in die Herrschaft des Menschen begeben. Aber das Wort „Freundschaft“ gibt nicht richtig die treue Verehrung wieder, die der Hund uns zollt. Er liebt und ehrt uns, als ob wir ihn aus dem Nichts emporgezogen hätten. Er ist vor allen Dingen unser Geschöpf, voller Dankbarkeit gegen uns, und hütet uns mehr als wir unseren Augapfel. Er ist unser vertrauter und hingebender Diener, den nichts entmutigen oder abschrecken, dessen blindes Zutrauen und Liebe nichts verändern kann. Er hat in einer bewundernswerten, rührenden Art das schreckliche Problem gelöst, das die menschliche Weisheit lösen müßte, wenn ein Geschlecht von Göttern unsere Erde in Besitz nehmen würde. Er hat voller Ergebenheit gewissenhaft und unvolderrückt die Überlegenheit des Menschen anerkannt, und sich ihm mit Leib und Seele ergeben, ohne Hintergedanken, ohne irgend welche Absicht zurückzuweichen, und hat von seiner Unabhängigkeit, seinem Instinkt und seinem Charakter nur den kleinen Teil sich bewahrt, der zur Fortführung des Lebens, wie sie die Natur vorschreibt, nötig ist. Mit einer nie schwankenden Sicherheit, einer Zwanglosigkeit und Einfachheit, die uns ein wenig überraschend und doch besser und mächtiger erscheint als alles, was existiert, wird er zu unserem Besten dem ganzen Tierreich antreten, dem er angehört, und versenget unbedenklich seine Rasse, seine Anverwandten, seine Mutter und seine Jungen. Der Hund nimmt in dieser Welt eine bevorzugte Stellung ein, die für alle anderen beneidenswert ist. Er ist das einzige lebende Wesen, das seinen unzweifelhaften, greifbaren, untadelhaften und bestimmten Gott anbetet und anerkennt hat. Er weiß, wem er den besten Teil seiner Kräfte widmen soll; er weiß, wer über ihm ist, dem er sich hingeben kann. Er braucht nicht nach einer vollkommenen, überlegenen und unendlichen Macht zu suchen, in Finsternis, unter Lügen, Vermutungen und Träumen, die einander ablösen. Die Macht ist leibhaftig da, vor seinen Augen, und er bewegt sich in ihrem Lichte“.

Können Tiere zählen? Ist die Fähigkeit, zu zählen, eine besondere Eigentümlichkeit des Menschen? „Nein“, erwidert Ernesto Mancini in der „Revue rose“. „Von den wilden Völkern können viele nur bis vier zählen, während es viele Tiere gibt, die es im Zählen und Rechnen viel weiter gebracht haben. Besonders die Arbeits- und Raubtiere können sehr gut zählen. In den Kohlenwerken von Pennsylvanien machen die Pferde täglich dreißig Fahrten; nach der dreißigsten gehen sie, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren, von selbst in den Stall. Die Elefanten, die in Indien den Transportdienst besorgen, lassen, wenn die Ruhestunde geschlagen hat, nicht mehr mit sich reden! Und Montaigne erzählte schon, daß die Zugochsen von Susa, die beim Wasserholen Verwendung fanden, immer genau nach dem hundertsten Eimer Wasser stehen blieben und eine Pause machten. Timotiew besaß einen Hund, der ein vorzüglicher Rechner war. Einmal hatte dieser Hund nach dem Essen noch 26 Knochen übrig; da er sie nicht aufessen konnte, versteckte er sie. Am nächsten Tage grub er 25 wieder aus, verzehrte sie und legte sich schlafen. Plötzlich sprang er auf, als wenn er sich auf etwas besonnen hätte; er lief zum 26. Bersted, verschlang den letzten Knochen und legte sich ruhig wieder schlafen. Die Vögel zählen sehr gut; sie kennen besonders die Zahl ihrer Eier. Man gab einer Nachtigall täglich drei Käfer; sie wartete stets, bis sie den dritten hatte, flog aber nach dem dritten sofort weg. Einige Tiere berechnen ganz genau die Zeit. Mancini erzählte von einem Hunde, der seinen Herrn, einen Pastor, jeden Sonntag pünktlich aus der Kirche abholte. Da dem Pastor diese Kirchenbesuche seines Hundes lästig wurden, sperrte er ihn eines Sonntags ein. Das hatte sich das schlaue Tier gemerkt, und von Stund an ließ es jeden Sonnabend aus dem Hause, um am Sonntag nicht eingesperrt zu werden und zur rechten Zeit in der Kirche sein zu können, was er für seine Pflicht zu halten schien.“